

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 187 (1914)

Artikel: Phylax und Trini
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-656344>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Phylax und Trini.

Niemand wußte, wie er trotz des verschlossenen Tores über Nacht in den Hof gekommen war; niemand in der Nachbarschaft kannte ihn, und niemand meldete sich auf Ausschreibung hin. So versammelten sich denn die Hausbewohner nach ein paar Tagen im Hof, betrachteten das Findelkind von allen Seiten und gaben ihr Urteil ab. „Es ist kein Rassenhund“, sagte ein Kenner. Aber dennoch mußten ihn alle schön finden: Er hatte den lieben, klugen Kopf eines Jagdhundes, das weiß und rote Fell war regelmäßig gezeichnet, der Federschwanz tadellos, der ganze Wuchs und jede Bewegung elegant und leicht. Man beschloß, ihn zu behalten, und Phylax sollte er heißen.

Eine Hauskaze, Trini genannt, hatte sich auch zu der Musterung eingefunden. Sie war eine stattliche Erscheinung, glänzend schwarz, nur die Brust und die äußersten Spitzen der Pfoten weiß. Auf die oberste der Stufen, die zu der Haustüre führten, sich setzend, legte Trini ihre Schwanzspitze um die Vorderpfoten — stets ein Zeichen innerer Sammlung — und beobachtete, was vorging. Phylax bemerkte sie und guckte sie halb freundlich, halb mutwillig an, den Kopf bald nach rechts, bald nach links neigend. „Wie wollen wir's halten? Sind wir Freunde oder Feinde?“ —

Dieses Fixieren des jungen, leichtfüßigen Fanten fand Trini lästig, sie, die ja schon Ur-ur-urgroßmutter war! Gravitätisch schritt sie nach dem Garten. Kaum hatte sie dessen Mitte erreicht, so sprang ihr Phylax in einigen Säzen nach. Fauchend entfloß Trini und gelangte durch ein offenes kleines Fenster ins Innere des Hauses. Niemand hatte Phylax verweisend zurückgerufen, wie es ihr immer geschah — und doch benahm sich Trini im Garten stets zurückhaltend gegen die kleinen flatternden Geschöpfe, die Vögel, die wir Menschen so sehr lieben. Trini war tief gekränkt, doch viel zu stolz, um es merken zu lassen. Friede im Hause sollte bleiben, aber ihr Recht wollte sie sich wahren! Ihr Vorrecht! Denn in Küche und Zimmer sollte nur sie allein Zutritt haben, niemals dieser Neuling!

So wurde es denn auch fortan gehalten. Die Hausgänge galten als neutraler Boden, ja in einem Seitengang wurden in aller Eintracht die Mahlzeiten eingenommen, und zuweilen gaben die bei-

den sich sogar nebeneinander, Rücken an Rücken, einem Schläfchen hin.

Die charaktervolle Trini war auch gegen sich selbst streng. Sie wußte, daß sie auf Betten nicht geduldet wurde. Von ihr unbemerkt saß ich eines Tages in einer Zimmerecke. Draußen herrschte bittere Kälte. Trini sah wehmütig nach dem Bett hinauf — ein Sprung und sie war oben. Wie weich und warm war's da, ein Nestchen bildete sich wie von selbst! Aber das zarte Gewissen erwachte. „Mi, mi, mi, miau“, lautete das Selbstgespräch, in unsere Sprache übersetzt: „O, wie angenehm, wie köstlich wär' es da! Ich würde auch gar nichts verderben, ich bin ja so sauber, aber man will es nun einmal nicht, und ich muß gehorchen und“ — — plumps, lag sie wieder unten.

Im Garten war also Phylax Alleinherrscher. Täglich bekamen wir ihn lieber durch sein kluges Wesen, das sich aber auch gelegentlich in Empfindlichkeit äußerte. So mied er mich z. B. einen ganzen Tag lang, nachdem ich ihn des Morgens tüchtig ausgelacht hatte, als er, der sonst so gewandte Springinsfeld, auf einer Treppe einige Stufen rückwärts heruntergerutscht war. Als ich einmal allein auf unserer Terrasse das Mittagsmahl einnahm, gesellte sich Phylax zu mir und sah mich bittend an. Ein dargereichtes Stückchen Brot ließ er verächtlich fallen; auf mein Zureden, es doch zu nehmen, gab er mir wiederholt die Pfote, als wollte er sagen: Erlasse mir das! — „Geh' fort, ich habe nichts anderes für dich“, sagte ich in strengem Tone. Schon war er gegangen — da kam er nochmals zurück und holte das Brot. Ein Dienstmädchen sah, wie er es in einer Ecke des Gartens versteckte. Fressen mochte er es nicht, aber er wollte mich nicht beleidigen. So trug er das Brot fort. —

Ungleich wurden Phylaxens jugendlich übermütige Streiche aufgenommen. Die Köchin liebte Tiere und verstand sie deshalb auch; das Hausmädchen aber, eine Walliserin, sah in allem Tun und Lassen derselben böse Absichten gegen die Menschen. Nahm Phylax einen Schuh oder Besen fort, um ihn ein paarmal im Hof herumzutragen, so geriet sie in förmliche Wut, obwohl sie wußte, daß er bald wieder mit liebenswürdigem Wedeln den entwendeten Gegenstand an seinen Ort zurückbringen werde. Und doch hatte sie selbst

stets den Kopf voll von Pöffen und unnützen Gedanken. Sie begriff unsere Art des Verkehrs mit Tieren durchaus nicht.

Wie können Menschen, die selbst so leicht zu Spiel und Scherz und unberechenbaren Handlungen aufgelegt sind, plötzlich den Humor, ja den Verstand verlieren, wenn ein Tier eine neckische Handlung, ein selbständiges Tun sich erlaubt? —

Als die Walliserin einmal sah, wie eine Kuh, welche zu nahe an die Straße gelaufen war, vom Hüter wieder mit freundlichen Worten auf die Wiese getrieben wurde, sagte sie: „So viel Umstände macht man bei uns daheim nicht; man läuft einer Kuh nicht nach, sondern treibt sie durch einen Steinwurf zurück; es kommt dann freilich etwa vor, daß ein Horn abgeschlagen oder ein Auge getroffen wird.“ —

Wie wenig wir aber auch in unserer Gegend die wertvollen Haustiere zu schützen vermögen, sollten wir bald genug erfahren. Nach ganz kurzer Abwesenheit kehrte Phylax eines Tages blutüberströmt in den Hof zurück, wo er zusammenbrach. Es waren ihm tiefe Wunden beigebracht worden, so daß das Fleisch in Fetzen herunterhing. Der Tierarzt fand, ein rascher Tod sei die größte Wohlthat für das arme Tier.

Sollte Phylax auf dem nahen Bauplatz von den dort beschäftigten Italienern, die meistens tierfeindlich sind, so mißhandelt worden sein? Doch nein! Die Blutspuren führten anderwärts. Sie führten zu einem Berner Bauernhaus. Warum hatte man dort nicht die Hündin für einige Zeit eingesperrt? Konnte denn Phylax etwas dafür, daß sein Instinkt ihn trieb, seine Freundin dort aufzusuchen?! Es war leicht zu erkennen, daß die Wunden von den eisernen Zinken einer Heugabel herrührten. Und der, der die scheußliche Handlung an einem schuldlosen Geschöpfe begangen, war ein junger Knecht, der — im Gegensatz zum Tiere — wußte, daß man seine Triebe bezähmen kann, es aber, wie noch viele andere, seinerseits nicht tat.

Trini suchte den Kameraden tagelang umsonst. Schon glaubten wir, sie habe ihn vergessen, als sie durch einen kühnen Sprung sein Halsband von einem hohen Schrank herunterholte, den Hausbewohnern vor die Füße legte und wehmütig miaute: „Wo ist er, der es getragen? Kommt er denn nicht bald wieder?“ — —

L. W.-P.

Schießen ist schwieriger.

Ein Rekrut schießt jedesmal vorbei. Schließlich verliert der Schießoffizier die Geduld und schreit: „Was sind Sie im Zivilleben?“

„Schneider.“

„Na, zum Schock Millionen Donnerwetter, da sollten Sie wohl richtig zielen können, da Sie gewohnt sind, Nadeln einzufädeln!“

„Jawohl, Herr Leutnant! Aber wir fädeln niemals Nadeln auf dreihundert Meter Entfernung ein.“

Entrüstung.

A.: „Was haben Sie denn getan, als Ihnen der Schwindler zwanzig Mark Schweigegeld anbot, Herr Nachbar?“

B.: „Ich war so empört darüber, daß ich's im ersten Zorn angenommen hab'.“

Ein Riesen-Rührei.

Der bekannte Afrikareisende und Ägyptologe Professor Dr. Georg Schweinfurth in Kairo schickte einmal einer ihm befreundeten Dame in Deutschland ein riesiges, frisch gelegtes Straußenei „zum Frühstück“ aus Afrika. Die Beschenkte konnte daraufhin eine ganze Gesellschaft einladen und abends traktieren. Das Ei hatte nicht weniger denn fünf Viertelliter Inhalt, und davon konnten 18 Personen Rührei erhalten, das den über die Herkunft ahnungslosen Teilnehmern ganz vorzüglich geschmeckt hat.

Unsere farbigen Bilder

bedürfen dieses Jahr keiner langen Erklärung; sie sprechen für sich selber.

Wie gemütlich sich eine solche „Muschterig“ im Jahre 1866 abspielte! Der gute Waadtländer trug gewiß auch sein Teil dazu bei, denn im Hintergrund wird schon gehörig „Gesundheit“ gemacht, und das Bureau sieht auch nicht danach aus, als wären die Herren Mitglieder des Blauen Kreuzes. Stramm, aber nicht weniger vergnügt, rückt die Landwehr von 1850 durch das Dorf, beim „Bären“ vorbei, der umsonst seine Zunge herausstreckt. Der Berner Maler Walthard hat es meisterhaft verstanden, die Stimmung einer solchen Landwehrmuschterig festzuhalten und wiederzugeben.